



Die Marquise.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Liebes Kind,“ sagte die Marquise in der Tracht der Dienstmädchen jener Zeit, aber noch immer hübsch, „ich komme vom Markte und da sieh, was ich bringe.“

„Dein Korb ist sehr leicht, Mama.“

„Ich komme auch von einem seltsamen Markt. Obst war nicht da, aber man las die Bülletins der Armee von der Sambre und Maas; Gemüse gab es nicht, dagegen war viel von der Auflösung der Volksgesellschaften die Rede; Wildpret fand ich nicht, aber viele Leute, die an der Thüre des Bäckers auf ihre Ration schwarzes Brod warteten. So bringe ich denn vom Markte — Schwarzbrod!“

„Ach, liebe Mutter,“ sagte Amaranthe, indem sie die Marquise umarmte, „und Du warest sonst so reich.“

„Mein Kind, ich habe mich nie wohler befunden, als jetzt, da ich Magd bin. Sonst konnte ich nicht zehn Minuten auf dem Pflaster gehen, jetzt laufe ich den ganzen Tag umher, ohne müde zu werden. Sonst brauchte ich weiche Sessel, warme Eiderdunen und verschief drei Vierteltheile der Zeit sehr schlecht; jetzt schlafe ich ein, sobald ich mich niederlege, und wache erst früh wieder auf.“

„Ich höre Dich aber doch in der Nacht oftmals seufzen.“

„Das geschieht im Schlafe. Kummere Dich nicht, sondern lache, denn ich habe Dir eine gute Nachricht mitzutheilen.“

„Sieht es in unserer Zeit auch noch gute Nachrichten?“

„O ja. Höre nur. Du kennst doch den Sohn des Herzogs von Roquefeuille, den jungen Constantin? Er kommt heute an.“

Amaranthe suchte sich zu erinnern.

„Erinnerst Du Dich der schönen Tage nicht mehr, die ihr vor fünf Jahren mit einander verbrachtet?“

„Vor fünf Jahren?“

„Ja.“

„Rein, Mutter, ich weiß davon nichts mehr. Doch, doch, ich fuhr einmal mit ihm nach Versailles, und man zeigte mir den König, die Königin, den Hof, die Garde du Corps; jetzt besinne ich mich.“

„Denke Dir, er kommt mit seinem Vater von Rennes an. Wie sie uns lieben müssen! Sie wagen ihr Leben, um uns zu sehen. Wenn sie entdeckt werden, wenn man sie ergreift, wird man beiden den Prozeß machen, — gräßlicher Gedanke!“

„Warum sich so aussetzen?“

„Liebes Kind, sie lieben uns, sie seufzen unter denselben Leiden und müssen, gleich uns, irgend ein Gewerbe ergreifen, um sich zu verbergen und sich Unterhalt zu verschaffen. Die Herzogin von Roquefeuille ist auf dem Schaffot gestorben und Fräulein von Bonneval endigte ihr Leben in der Verbannung. Ich habe den guten Herzog nie mehr geliebt, als seit er so unglücklich gewesen ist. Doch wir wollen uns ganz der Freude überlassen, sie heute wiederzusehen, aber auch nicht vergessen, daß sie wahrscheinlich halb verhungert ankommen. Sorge also für das Frühstück, liebe Amaranthe. Sie werden keine großen Anforderungen machen.“

„Sie würden uns auch sehr in Verlegenheit bringen, wenn sie das thun wollten. Wir haben ja nichts als Eier und Schwarzbrod.“

„Es lebe die Republik!“ setzte die Marquise hinzu, indem sie die Tochter auf die Wange klopfte.

Amaranthe ging hinaus.

„Wenn ich mich nicht so heiter und sorglos stellte, würde meine Amaranthe vor Traurigkeit sterben. Ich freue mich ungemein, wenn mir diese Heuchelei gelingt, denn es ist leider nicht immer der Fall. Heute zum Beispiel habe ich ihr recht wohl angesehen, daß sie mir nicht so recht glaubte, und sie hatte vollkommen Recht. Der Herzog ist mit seinem Sohne unterwegs und die Straßen werden durch Räuber so unsicher gemacht! Wirklich, ich habe nie so innigen Antheil an ihnen genommen als jetzt.“ — Die Marquise konnte ihre Thränen nicht verbergen, aber sie trocknete die Augen bald, denn es kam Jemand, und sie konnte doch unmöglich in Gegenwart von Amaranthen weinen.

Es war nicht Amaranthe, sondern ein junger Mann in Postillontracht, den Wachstuchhut auf einem Ohre und die Peitsche in der Hand, trat von Staub bedeckt herein und fragte nach Mademoiselle Katharine.

„Ich habe ihr diesen Brief zu übergeben,“ sagte er.

Die Marquise hatte Constantin, den Sohn des Herzogs, erkannt.

„Geben Sie her.“

Die Marquise nahm den Brief und erbrach ihn hastig.

„Was thun Sie?“ fragte Constantin.

„Lieber Postillon, die Marquise, Catharine und ich sind eine und dieselbe Person,“ entgegnete sie, während sie den Brief überflog. Der Herzog meldete ihr, daß er unterwegs sei und erst einige Stunden nach seinem Sohne ankommen würde, weil er verhaftet worden sei.

„Ach, ich verstehe,“ sagte Constantin, „Sie sind die Tochter der Frau Marquise, und ich, Mademoiselle, ich bin der Sohn des Herzogs von Roquefeuille.“

„Er hält mich für Amaranthe — äußerst schmeichelhaft. Er ist wirklich ein hübscher junger Mann, ganz das Ebenbild seines Vaters.“

„Mein Vater irrte sich nicht, als er mir sagte, Sie würden der Marquise, Ihrer Frau Mutter, sehr ähnlich und folglich sehr grazios, sehr hübsch sein sehr . . .“

„Genug, genug,“ unterbrach ihn die Marquise, „meine Mutter liebt die Complimente nicht und darin gleiche ich ihr allerdings . . .“

„Weisen Sie meine Worte nicht zurück, denn Sie wissen, die Aeltern verfügen bisweilen über den Willen ihrer Kinder, die ihnen bald nicht folgen mögen, bald . . .“

„Recht gern folgen . . .“

„Mein Vater hat mir befohlen . . .“

„Und Sie sind nicht geneigt, zu gehorchen.“

„Nein.“

„Und was hat er Ihnen befohlen?“

„Er hat mir immer gesagt, er sei geneigt, bei Ihrer Frau Mutter um Ihre Hand für mich zu bitten und . . .“

„Ach, mein Gott!“ dachte die Marquise; „es ist nicht bloß eine Liebeserklärung, sondern ein Heirathsantrag . . . Und Sie wollten,“ setzte sie laut hinzu.

„Sie heirathen.“

„Mich?“ entgegnete die Marquise.

„Mein Gott, ja,“ sprach Constantin in großer Verlegenheit.

„Ihr Antrag kommt mir sehr unerwartet,“ sagte die Marquise, „ich weiß, daß Ihr Vater und meine Mutter die Absicht hatten, . . . aber die Zeit ändert die besten Pläne . . . Wenn Ihr Vater . . .“

Constantin wartete ungeduldig auf eine Antwort.

„Wenn Ihr Vater mir diesen Antrag machen sollte,“ fuhr die Marquise fort.

„Ihrer Frau Mutter, meinen Sie?“

„Meiner Mutter, allerdings, so würde er, glaube ich, von ihr wohl kaum zurückgewiesen werden.“

„Und würden auch Sie ihn günstig aufnehmen?“

„Erlauben Sie, daß ich Ihre Ankunft meiner Mutter melde,“ antwortete die Marquise.

„Wahrhaftig,“ dachte Constantin, als er allein war, „mein Vater muß Mademoiselle Amaranthe, die Tochter der Frau Marquise, ganz vergessen haben, denn er hat mir sie nie so beschrieben, wie ich sie vor mir sehe. Er hat mir die Farbe ihres Haares und ihrer Augen falsch beschrieben. Ich verliere allerdings bei diesem Irrthume meines Vaters nichts, aber wie konnte er sich so täuschen?“

In diesen Gedanken wurde Constantin durch die Ankunft seines Vaters unterbrochen, den er später erst erwartet hatte.

„Nun, lieber Sohn,“ sagte der Herzog, „hast Du meinen Brief der Marquise gegeben?“

„So ziemlich; ich gab ihn der Tochter.“

„Desto besser; so hast Du eine gute Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. Wie gefällt sie Dir?“

„Sie ist sehr, sehr schön und hat mich durch ihren Geist und die Sicherheit in ihrem Benehmen überrascht.“

„Das Unglück ist eine gute Schule.“

„Ich bin entzückt. Und wenn es noch Ihre Meinung ist, Vater, daß ich sie heirathen soll, so bringen Sie in die Marquise, daß sie ihre Zustimmung giebt. Sie kann sie nicht versagen, nicht wahr?“

„Aber die Tochter?“

„Ohne mich zu rühmen, Vater, ich glaube ihr nicht ganz gleichgültig zu sein.“

„Constantin, ich kenne mehr als einen Mann, der sich durch den Schein täuschen ließ. Ich werde indes heute noch mit der Frau Marquise sprechen.“

Constantin drückte dem Vater innig die Hand.

„Uebrigens,“ setzte der Vater hinzu, „bist Du ein ernster junger Mann, und ich kann Dir wohl etwas anvertrauen . . .“

„Sprechen Sie, Vater.“

„Ich habe die Frau Marquise, die Mutter Amaranthens, die Du so hübsch findest, sonst sehr genau gekannt.“

„Ich finde sie nicht bloß hübsch, ich liebe sie.“

„Ich liebte sonst ihre Mutter.“

„Sie haben auch geliebt, Vater?“

„Die Söhne wundern sich immer ungemein, daß ihre Väter geliebt haben! — Umstände, die ich beklage, hinderten mich zwei Mal, die Hand zu erhalten, die mir versprochen, zugesichert war . . .“

„Welches Unglück!“

„Nun das Unglück ist so groß gerade nicht, da Du Dich heute nicht um die Tochter bewerben könntest, wenn ich die Mutter geheirathet hätte.“

„Sie haben Recht.“

„Diese Heirath würde übrigens, wenn sie stattgefunden hätte, unserm ewigen Prozeß mit den Chenevières ein Ende gemacht haben. Das Schicksal wollte es nicht. Ich trage allerdings einige Schuld daran; die Marquise aber auch . . . Lassen wir also die Vergangenheit, denn die Gegenwart wird alles wieder ausgleichen. Ich bin Wittwer, die Marquise ist Wittve, wir sind beide unglücklich und haben keine thörichten

Gründe mehr, eine so nützliche und passende Verbindung noch länger hinauszuschieben.“

„Ohne Zweifel,“ fiel Constantin ein, der den Schluß dieser vertraulichen Mittheilung schon vorausfah.

„Ich kann Dir sogar gestehen,“ fuhr der Herzog fort, „daß die Marquise in dem Augenblicke, als sie mir ihre Hand zum zweiten Male versagte, freiwillig sich verpflichtete, sie mir nach fünf Jahren zu gewähren. Die fünf Jahre sind vergangen und da mir an der Erfüllung eines so angenehmen Versprechens natürlich viel gelegen ist, so habe ich die Reise unternommen, um sie daran zu erinnern. Ich täusche mich gewiß nicht, daß wir Beide, Du und ich, an einem Tage Hochzeit halten.“

„Mein Glück würde doppelt sein,“ sagte Constantin, „denn Sie gäben mir an einem Tage eine Mutter und eine Frau.“

In diesem Augenblicke trat Amaranthe in das Zimmer. Der Herzog und dessen Sohn schwiegen und keiner hatte die Tochter der Marquise erkannt.

„Der Mann, welcher einen Brief brachte,“ sagte Amaranthe, „wird gebeten, in das Nebenzimmer zu treten.“

„Die Tochter der Marquise,“ sagte Constantin leise zu seinem Vater, „läßt mich wahrscheinlich rufen, um mich ihrer Mutter vorzustellen, da sie von Ihrer Ankunft noch nichts weiß. Ich werde Sie bei beiden anmelden.“

Constantin ging und ließ seinen Vater mit Amaranthe allein.

„Der Herr Herzog von Roquefeuille erkennt mich also nicht?“ fragte sie, sobald Constantin fortgegangen war.

„Wie? Sie wären . . .?“

„Ich bin die Tochter . . .“

„Der Marquise?“

„Ja wohl.“

„Liebes Kind!“

„Ich wollte Sie vor jenem Fremden nicht erkennen, um Sie nicht etwa in Gefahr zu bringen. Ich habe Sie nie vergessen und erinnere mich noch deutlich des Tages, an welchem Sie mich an den Hof zu Versailles führten. Haben Sie das vergessen?“

„Ich glaube mich allerdings noch zu erinnern . . .“

„Sie stellten mich dem Könige und der Königin vor, die bereits sehr traurig war. Sie küßte mich. Ach, wie hätte ich Sie vergessen können, Herr Herzog!“

„Mein Vergessen würde unverzeihlich sein,“ entgegnete der Herzog, „wenn Sie nicht selbst Sorge getragen hätten, mich einigermaßen zu entschuldigen, indem Sie aus dem Kinde, das Sie noch vor fünf Jahren waren, eine so schöne Dame geworden sind.“

Amaranthe erröthete und erblickte abwechselnd und stammelte, während sie einen Schrank öffnete: „Da ist eine Zeichnung, die ich aus dem Gedächtniß von allem entworfen habe, was ich an jenem Tage mit Ihnen sah.“

„Das ist vortrefflich!“ rief der Herzog aus.

„O, ich beschwöre Sie, sagen Sie meiner Mutter nichts davon.“

„Warum dieses Geheimniß?“

„Ich habe keinen Grund dazu.“

„Mein Portrait!“ rief dann der Herzog wieder, der bis dahin den König auf dem Bildchen vorzugsweise betrachtet hatte. „Ja, das bin ich.“

Amaranthe ließ das Köpfchen sinken.

Der Herzog sank beugend auf seine Knie und sprach:

„Ach Zeit der Ehre und der Hingebung!“ — Er konnte vor Thränen nicht weiter sprechen. — „Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!“ Dann ergriff er die Hand Amaranthes und küßte sie mit warmer Verehrung. „O, daß ich eine Krone besäße, um sie auf Ihre Stirn zu setzen, oder Geld, um Ihnen wenigstens ein Ihrer würdiges Andenken zu geben, aber ich bin eben nichts mehr als ein armer Schiffer aus der Bretagne.“

„Stehen Sie auf,“ sprach Amaranthe, die das Bild zu verbergen suchte. „Man kommt! es ist meine Mutter . . .“

Wirklich trat die Marquise mit Constantin ein.

„Vater!“ rief Constantin aus.

„Der Herr Herzog auf den Knien vor meiner Tochter!“ sprach die Marquise.

„Ihre Tochter!“ rief Constantin.

„Was hältst Du da? Was verbirgst Du? — eine Zeichnung?“

„Ja, liebe Mutter, ein Pastellgemälde, das ich ohne Dein Vorwissen entworfen habe, damit Du nicht schelten solltest über den Zeitverlust.“

„Du liebes Kind!“

„Bürnen Sie mir noch?“ fragte der Herzog.

„Nein, lieber Herzog, nein.“

„Und Sie wundern sich, daß ich vor dem lieben Kinde auf die Knie sank, nachdem ich das Zeugniß eines so schönen Talentes in Verbindung mit so reiner Bescheidenheit gesehen habe?“

Amaranthe lag in den Armen der Marquise und man konnte sie in diesem Augenblicke für Schwestern halten.

„Erlauben Sie mir jetzt,“ sagte der Herzog zu Amaranthe, „daß ich Ihnen meinen Sohn, den Marquis von Roquefeuille, vorstelle.“

Die beiden jungen Leute begrüßten einander mit mehr Artigkeit und Verwunderung als Herzlichkeit.

„Frau Marquise,“ fuhr sodann der Herzog fort, „mein Sohn hat mich erst vor wenigen Augenblicken dringend gebeten, Sie um die Hand Ihrer Tochter für ihn zu bitten, was er für die höchste Gunst ansehen wird. Halten Sie ihn in jeder Hinsicht der Ehre würdig, die er erstrebt, wenn er in Ihre Familie aufgenommen zu werden wünscht.“

„Der Herr Marquis von Roquefeuille,“ antwortete die Marquise, „war einer Genehmigung gewiß, die Sie wünschen und die er selbst so sehr verdient.“

„Ihr werdet, wenn Ihr wollet, und Ihr werdet es wol-
len,“ fuhr der Herzog zu seinem Sohne und Amaranthe ge-
wendet fort, „Euere guten Keltern trösten, die von Euch ein
Glück erwarten, das sie selbst nicht zu erreichen vermochten.“

Der Herzog sprach diese Worte so gefühlvoll, daß die Mar-
quise in diesem Augenblicke für ihn mehr empfand als Dank-
barkeit und Liebe. Sie fühlte Bedauern.

Die beiden jungen Leute dagegen standen noch immer stumm
da und ihre Gedanken zeigten sich in ihren unruhigen Blicken.

„Der Wille meiner Mutter,“ sagte endlich Amaranthe,
„soll auch der meinige sein.“

„Ich habe den Befehlen meines Vaters zu gehorchen,“
sprach seiner Seits Constantin mit kalter Würde, ohne seine
Blicke von der Marquise abwenden zu können.

Im achtzehnten Jahrhunderte, der Zeit der väterlichen Au-
torität, hatten diese Antworten nicht den Sinn, welchen sie
heut zu Tage haben würden. Gehorchen hieß damals nicht
gerade der Gewalt nachgeben, sondern aus Pflicht, und noch
mehr aus Gewohnheit einwilligen.

Amaranthe trat jedoch ein wenig aus diesen Regeln des
kündlichen Gehorsams heraus, indem sie sich zu dem Ohre ihrer
Mutter neigte, die nur die Worte verstand: „Mutter, ich muß
zwei Minuten mit Dir unter vier Augen sprechen.“

Constantin hatte schon vorher zu seinem Vater gesagt:
„Ich bitte, daß Sie nichts entscheiden, bevor Sie mich gehört
haben.“

Mit einem Male traten die vier Personen an ein Fenster,
um auf den öffentlichen Ausrufer zu hören, der sehr deutlich
auf der Straße rief:

„Hier ist das Urtheil, das den ehemaligen Vicomte von
Chatillon zum Tode verurtheilt, weil er nach Frankreich zu-
rückgekehrt ist. Sein Urtheil und seine Hinrichtung. Ein Sou!
kauft!“

„Mein Oheim ist hingerichtet worden!“ rief die Marquise
entsetzt aus und man klagte und weinte noch in dem Zimmer
über den Tod des unglücklichen Vicomte, als an die Thüre ge-
klopft wurde.

Amaranthe öffnete und was sah sie? Wen erkannte sie?
— Chatillon! Sie konnte nichts weiter sagen als: „Mutter!
Mutter!“ denn die Ueberraschung hatte ihre Zunge gelähmt.
Auch die Marquise blieb wie erstarrt stehen, als sie ihren Oheim
erkannte.

„Sie sind also nicht gestorben?“ fragte sie endlich.

„Ich darf noch hoffen, wie Sie sehen, liebe Nichte.“

„Aber jenes Urtheil?“

„Da ist es.“

„Und der Ausrufer?“

„Ich bin es.“

„Sie?“

„Ich selbst. Es ist eine Wette, die ich in Coblenz einge-
gangen bin.“

„Eine Wette?“

„Ja, die Wette, als Emigrirter und zum Tode Verur-
theilter nach Paris zu gehen, Sie aufzusuchen und nach Coblenz
abzuholen. Um sie zu gewinnen, mußte ich ein Mittel erden-
ken, halb Frankreich zu durchreisen, ohne erkannt, ohne verhaftet
zu werden. Zu welchem Vorwande sollte ich greifen, welche
Lüge sollte ich erfinden, welche Verkleidung annehmen, um so
viele Soldaten, so viele Spione, so viele Angeber zu täuschen?
Ich fand nichts Besseres, als mich in einen öffentlichen Aus-
rufer zu verwandeln und meine eigene Verurtheilung von Stadt
zu Stadt, von Dorf zu Dorf zu colportiren. Sobald ich diese
graue Blouse da gekauft hatte, fing ich an, aus vollem Halse
von der Grenze an bis nach Paris meine eigene Verurtheilung
und Hinrichtung auszusprechen, wie Sie es eben unter Ihren
Fenstern gehört haben werden. Für heute aber mag es genug
sein,“ setzte er hinzu, indem er seine Blouse und die zwei- bis
dreihundert Exemplare, die er unter dem Arme trug, in eine
Ecke warf.

„Lieber Oheim, haben Sie den Verstand verloren?“

„Liebe Nichte, ein Weiser wäre an meiner Stelle guillo-
tinirt worden. Ich habe wenigstens die Hälfte meiner Wette
gewonnen.“

„Und das Schaffot verdient,“ sagte Jemand, indem er
die Thüre öffnete.

Alle erblickten bei den ersten Worten — Boisrogers, denn
er war es.

„Ja, das Schaffot. Sie sind in Paris erkannt worden
und die Polizei hat Ihnen folgen lassen, um zu wissen, in wel-
ches Haus Sie gehen.“

„Was schadet das am Ende?“ entgegnete Chatillon. „Er-
lauben Sie mir zu sagen, mein lieber Boisrogers, daß Sie ein
seltsamer, sehr seltsamer Mensch sind. Vor funfzehn Jahren
waren Sie Secretair oder Diener in dem Hause meiner Nichte
und lebten auf Kosten derselben; ich bin lange so gutmüthig
gewesen, von meiner Nichte keine Rechenschaft von ihrer Schwach-
heit für einen Mann, wie Sie, zu verlangen, aber das Ge-
heimniß muß endlich, denke ich, aufgeklärt werden. Es würde
mir, ich gestehe es, Freude machen, wenn ich, bevor ich das
Schaffot besteige, erfahren könnte, wer Sie eigentlich sind, da
Sie wissen, was bei der Polizei vorgeht.“

„Eine solche Frage in einem solchen Augenblicke . . .“

„Der Augenblick kann nicht besser gewählt sein. Wenn
man mir morgen den Kopf abschlägt, habe ich übermorgen
keine Zeit mehr, das zu erfahren, was ich so gerne wissen
möchte.“

(Fortsetzung folgt.)